

Titel:
Sprache
Pfarrer: Gerson Raabe

Predigttext: Röm 8,26-30

Datum: Sonntag Exaudi, München, den 01.06.2014



„Mir fehlen die Worte!“, so staunen wir, liebe Gemeinde, wenn wir etwa plötzlich überwältigt werden von Großem, von Beeindruckendem, von Besonderem. „Mir fehlen die Worte!“

Manchmal möchte man sagen: „Gott sei Dank, dass dir die Worte fehlen, dass Worte nicht beschreiben können was du empfindest! Gott sei Dank!“ Denn in Worte gezwungen würde das Empfundene doch ziemlich mickrig ausfallen. Dürre Worte vermögen eben nicht wiederzugeben, was große Gefühle beseelt. Worte und Sprache sind nicht selten zu klein, zu sachlich.

Und weil wir das wissen, und weil wir das immer und immer wieder erfahren haben, ist uns vieles wichtig, was eben ohne Worte, ohne Sprache auskommt.

Musik zum Beispiel. Wie sehr mag das Erklingen von Tönen dem Ausdruck verleihen, was uns bewegt! Für mich persönlich ist klassische Musik von enormer Bedeutung. Jeden Morgen, wenn ich mit unserem Hund Montano meine Runde drehe, höre ich Musik. Die Reinheit des zweiten Satzes von Mozarts Klavierkonzert in C-Dur. Die Melancholie des zweiten Satzes der Neunten von Schubert. Bruckners an das Erhabene gemahnende Finale der Fünften. Ich könnte stundenlang darüber reden.

Und selbstverständlich gilt das nicht nur für klassische Musik. Jazz, Blues, Rock und Pop – alle Musik vermag die Tiefen unseres Empfindens, vermag unsere Stimmungen und Gefühle, ja unser Innenleben, das Leben unserer Seele zum Ausdruck zu bringen.

Oder Bilder – oder Kunst im Allgemeinen. Faszinierend wie dies alles zum Ausdruck für Dinge werden kann, für die mir schlicht und einfach die Worte fehlen. Und nicht nur das: Musik, Kunst, Literatur, Prosa – das alles kann mich anstiften zur Erkundung meines Innenlebens, das alles kann mich anstiften mit dem Reichtum, den Tiefen, auch den Abgründen und natürlich auch den Sternstunden meines Innenlebens umzugehen. Jenseits aller Worte, jenseits der Sprache.

Und doch, und doch reden wir auch darüber. Und doch habe ich gerade meine morgendlichen Erfahrungen mit Musik mit Worten skizziert. Und doch malen wir gewissermaßen mit Worten Bilder. Und doch beschreiben

wir, wie uns zumute ist, was uns bedrückt, erfreut, quält, ermutigt, langweilt, zuversichtlich sein lässt.

Doch trotz diesem „und doch“ können und müssen wir festhalten, dass es da eine Differenz gibt zwischen einem Sachverhalt oder einem Zustand und den Worten, mit denen dies beschrieben wird.

„Erklären Sie doch bitte Ihr Bild!“, so die Betrachterin, der Betrachter zur Malerin, zum Maler. „Wenn ich das in Worte fassen könnte, dann würde ich ja nicht malen.“

Es sind vor allem ganz bestimmte Bereiche oder Zusammenhänge, in denen Worte, in denen die Sprache so zu sagen an ihre Grenzen stößt und umgekehrt: Es sind ganz bestimmte Bereiche, in denen Sprache – genauer: exakte oder gar mathematische Sprache zwingend geboten ist. An die Grenze kommen wir mit Worten oder mit der Sprache etwa, wenn es um Gefühle geht. Und eben umgekehrt: Mit Gefühlen lässt sich kein mathematisches Problem lösen.

Jenseits der Sprache liegt so zum Beispiel der große Bereich der Zuneigung, der Liebe. Und es mag ja sein, dass wir im Vergleich zu früheren Zeiten ärmer geworden sind, was die Sprache betrifft. Das muss aber nicht heißen, dass wir ärmer geworden sind, was die Gefühle betrifft. Vielleicht stehen uns heute viel mehr Möglichkeiten zur Verfügung, in denen oder mit denen diese Gefühle ausgedrückt oder dargestellt werden können. Denken Sie nur an die gigantische Zunahme medialer Möglichkeiten allein das Internet betreffend.

Ein weiterer großer Bereich, bei dem das „Jenseits der Sprache“ eine große Rolle spielt, ist die Religion. Auch hier wird verschiedentlich behauptet, dass die Sprachfähigkeit im Vergleich zu früheren Zeiten ärmer geworden wäre. Mag ja sein. Ob die Fülle der Inhalte damit geschwunden ist, steht auf einem anderen Blatt.

Auch scheint die Einsicht in die gerade beschriebene Differenz zwischen religiösen Sachverhalten und Worten nicht erst in jüngster Zeit entdeckt worden zu sein. Es wäre bestimmt interessant dieser Frage bis in die Wurzeln der Religionen hinein nachzugehen. Für diesmal genügt ein Blick auf Paulus:

Sinngemäß ergänzt: „Desgleichen hilft auch der Geist unserer Sprachlosigkeit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen.“

Diese Einsicht oder dieser Hinweis des Paulus kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Mit diesem Sätzlein trägt Paulus all dem Rechnung, was wir bisher zu dem Phänomen „Jenseits der Sprache“ gesagt, gese-

hen und gehört haben. Und dieses Sätzlein darf ruhig auch kritisch gegenüber denen in Anschlag gebracht werden, die meinen, „beten“ hieße dem lieben Gott alles zu sagen, was er noch nicht wüsste. Von Jesus stammt die prägnante Formulierung, dass wir „nicht plappern sollen wie die Heiden“, wenn wir beten.

Beten, so können wir an dieser Stelle sagen, hat etwas zu tun mit dem, was wir als „Reflexion“, als „Nachdenken“ bezeichnen. Beten ist gewiss kein Zwiegespräch, wie manch Unverbesserliche meinen und wie uns hin und wieder weiß gemacht werden soll.

„Beten“, so hat es ein Theologe einmal auf den ersten Blick etwas kompliziert formuliert, „Beten bedeutet sich-selbst-durchsichtig-werden-vor-Gott“. „Sich-selbst-durch-sichtig-werden-vor-Gott“, das bedeutet Beten. Beten – so könnten wir auch sagen – ist Selbsterkenntnis vor dem Ewigen, dem Heiligen, vor der ewigen Liebe. Und diese Selbsterkenntnis ist so zu sagen eine aktive Selbsterkenntnis.

Sie verharrt nicht in sich, sondern sie erkennt sich als endliches Wesen und daher weiß sie sich „gewiesen an...“. Sie erkennt sich als in Scheitern und Schuld verstrickt und daher weiß sie sich der Gnade und der Erlösung bedürftig. Sie erkennt sich als ... und daher bittet sie um... Dieses „Sich-durchsichtig-werden“, diese Selbsterkenntnis wirkt in das Leben hinein.

„Der aber die Herzen erforscht“, so fährt Paulus fort, „der weiß, worauf der Sinn des Geistes gerichtet ist.“ Beten ist ein Geschehen des Geistes, ist Geistgeschehen, jenseits der Worte, jenseits der Sprache, denn – um es noch mal zu zitieren – es ist der Geist, der unserer Sprachlosigkeit aufhilft. „Denn wir wissen ja gar nicht, was wir beten sollen, sondern der Geist vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen“.

Jenseits der Worte und jenseits der Sprache sind wir damit in der Sphäre des Geistigen; und zwar des Geistigen, das unser Ermessen übersteigt. Dass unser Ermessen überstiegen wird, ist wichtig, weil wir anders die nachfolgenden Sätze nicht verstehen können. „Alle Dinge müssen denen, die Gott lieben, zum Besten dienen.“ Das muss unser Ermessen übersteigen, das muss jenseits unseres Ermessens liegen. Denn können wir ermessen, ob uns alles, was uns geschehen ist, zum Besten diene? Also ein paar Dinge wüsste ich da schon, von denen ich nicht sehen kann, dass sie mir zum Besten gedient haben, bestimmt nicht!

Paulus fährt fort, indem er die positive Seite dessen entfaltet, was Nachfolgende dann die Lehre von der Prädestination genannt haben, die Lehre von der Vorherbestimmung, die Lehre von der Erwählung. Vor dem Hintergrund der modernen Humanitäts- und Persönlichkeitsidee, die von der Gleichheit der Individuen ausgeht und diese einklagt, erscheint diese Leh-

re absurd. Auch nimmt sie ein Gottesbild in Anspruch, das uns absolut fremd ist – Gott erwählt oder verwirft wie ein menschliches Wesen. Und schließlich steht diese Lehre im krassen Widerspruch zum modernen Rationalismus und – noch viel schlimmer – im Widerspruch zu unserem modernen Freiheitsverständnis.

Und doch transportiert diese Lehre Entscheidendes. Wie gesagt: Paulus formuliert die positive Seite. Ihr steht jene negative, dunkle Seite gegenüber. Das Ewige, das Heilige ist uns Schöpfer, gewiss. Aber es ist eben auch oder kann dies eben auch werden: jene lebenszerstörende Macht. Das Ewige und Heilige ist eben beides: Grund und Abgrund. Das Ewige und Heilige übersteigt unser komplettes Vorstellungsvermögen, es umgreift das Leben und den Tod.

Es gilt dem ansichtig zu werden und nicht unreflektiert weichgespülten Versicherungen einer billiger Gnade zu verfallen. Das wird dem Ernst unserer Lage nicht gerecht und das wird erst recht nicht der Tatsache gerecht, dass wir es eben mit dem Ewigen und Heiligen zu tun haben. Auch deswegen – nebenbei bemerkt – ist es unabdingbar, dass uns der Geist selbst vertritt, eben mit unaussprechlichem Seufzen.

Der entscheidende Hinweis lautet, dass wir, die Ausersehenen, gleich sein sollen dem „Bild seines Sohnes“ wohl bemerkt: „dem *Bild* seines Sohnes“, dem Bild und nicht den dogmatischen Sätzen über ihn, nicht Worten oder Formulierungen. Dem Bild Jesu – also so wie uns, wie mir persönlich dieser Jesus erscheint.

Und dieses Bild ist mit Karfreitag und Ostern doch mit der unglaublichen und ungeheuren Botschaft verbunden, dass es das Leben ist, das das letzte Wort hat, jenseits aller Worte und jenseits aller Sprache. So ist das wohl gemeint, dass wir alle letztlich verherrlicht werden in ihm, im Vater, im Ewigen und Heiligen.

Oder wie Paulus an anderer Stelle schreibt: „O welche Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich ist sein Ratschluss und unerforschlich seine Wege! Denn »wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen«? Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. In ihm leben, weben und sind wir. Ihm sei Ehre in Ewigkeit!“

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere menschliche Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.
Amen